

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 59 (1955-1956)  
**Heft:** 18

**Artikel:** Magdalena  
**Autor:** Schaffner, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670960>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nen einstieg, und das anderemal, als er seine Pfeife neu stopfte und anzündete. Sonst las er die «Times» mit den unzähligen, eng bedruckten Seiten. Von Zeit zu Zeit stieg ein kleines blaues Rauchwölkchen über deren obersten Rand empor. — Mir kam es so vor, als passe dieser ruhig lesende Mann so ausnehmend gut zum grauen Fenster, das er halb verdeckte, als verkörpere er gewissermassen die erdrückend gleichmässige Ruhe, die sich draussen über alle Dinge niedergelassen.

So fuhren wir langsam aufwärts, an Wengen und Wengernalp vorbei. Obschon sich die Menschen auf den paar Bänken im Wagenabteil alle fremd wären, war doch eine gewisse Gemütlichkeit da, unbestimmt zwar, aber unverkennbar. Die vier jungen Italienerinnen froren, als wir uns der Höhe näherten, und beklagten die Aussicht, die ihnen an diesem Tage nicht beschieden war. Aber dann lachten sie. Und als sie auf der Kleinen Scheidegg noch ganze Haufen Schnee fanden, freuten sie sich und eröffneten sofort einen zwar lauten, aber unblutigen Krieg.

Der Engländer mit der «Times» war ein paar Schritte vor mir hergegangen, plötzlich blieb er stehen und fragte mich, was ich vom Wetter halte, und ob man wohl vom Jungfraujoch aus etwas sehen könne.

Es fing da in dichten Schwaden an zu schneien. Er nickte dazu und erklärte, dass er in keinem guten Verhältnis zur Jungfrau da oben stehe. Zweimal vorher sei er schon hier gewesen und habe nichts gesehen. Nun gut. Er werde wieder kommen. Und er lächelte wieder. Und in diesem Lächeln lag so viel sonnige Lebensklugkeit und zähe Zuversicht. Das macht sie gross, die Engländer.

Ein Teil der Reisenden fuhr jetzt trotz Nebel und Schnee zum Jungfraujoch hinauf. Ich blieb unten und ging langsam gegen den Eigergletscher zu, über alte vertraute Pfade. Da war nun wohl der Nebel und verhüllte hartnäckig die Aussicht. Aber mir war, als riesle mit dem körnigen Schnee auch noch etwas anderes aus dem grauen Himmel nieder, etwas, das sich nicht mit Worten nennen lässt, das mich aber mit einer wohligen, wunschlösen Müdigkeit erfüllte.

Das Weben des Nebels hatte seine stillen Wunder. Giftgrün tauchten zuweilen die Eisbrüche des Eigergletschers daraus empor, gespenstisch fahl leuchteten die weiten Schneefelder und schwarz und nassglänzend wie Kohl standen die Felsen daraus empor ...

Max Schaffner

## M A G D A L E N A

«Es hät e mool vor Ziite  
en guete riiche Ma  
uf sine grosse Weide  
vil tuusig Schöfli gha.  
Und eis vo dene Schöfli  
lauft vo de Herde weg,  
chunt uf en schüli wüeschte Weg ...»

So sang unser Ferienkind, die fünfjährige Magdalena. Und wenn wir fragten, wie es nun weitergehe, da meinte sie überzeugt: «He, denn hät er's ebe wieder gfunde!»

Monate mit all ihrem neuen Erleben sind darüber vergangen. Das frohe Geistlein aber spukt immer noch lebendig in unserem Haus. Es brachte so viel Bewegung in alle Herzen, dass es nun in der Erinnerung lebt.

«Das isch e chli zimli wit!» äussert der kleine Gast auf dem Weg zum Landschulhaus. Trotzdem bringt er einen reizenden Wiesenblumenstrauß, den ich sorgfältig beiseite lege.

«Muesch en aber grad istelle, susch verlahmet er!» wehrt sich die Spenderin.

Zum Frühstück gibt's Ovomaltine mit Zucker. Daheim bekomme sie Ovo ohne Zucker — aber sie wolle nun probieren, welches «güeter» sei.

Hüten oder unterhalten muss man Magdalena nicht, weil sie sich selber und die andern dazu unterhält. Streit kann sie nicht begreifen. Von einem Nachbarskind wohllüstig gebissen, findet Magdalena schliesslich heraus, man sollte ihm alle Zähne ausziehen.

Ebenso unduldsam, aber korrekt urteilt sie über Worthüchige, seien es Erwachsene oder ihresgleichen. Eine Spielkameradin, die einen versprochenen Besuch plötzlich aus einem nichtigen Grunde unterlässt, straft sie mit Verachtung und schliesst die Türe.

Ohne altklug zu wirken, hält Magdalena auf grossen Anstand. Zur Abendstunde, wenn so viele Kinder mit Mühe und Not zu Bett gebracht werden, begibt sich unser Guest von sich aus ins Nebenzimmer: «Ich mach jetz e chlini Ueberraschig.»

Bald darauf erscheint ein kleiner, blauer Engel auf der Türschwelle und verabschiedet sich mit einem Gutenachtkuss.

In derselben zwanglosen Art meldet ein improvisiertes Morgenlied das Erwachen; ja, der ganze Tageslauf ist Melodie, oft buchstäblich komponiert in einer persönlichen Art Operettenstil: «Jetz go-n-i go esse, das isch jo so guet; denn tüemer abwäsche und singe dezue...»

Dies alles geschieht mit einem natürlichen Ernst, mit moralischer Haltung. Wenn's aber recht gemütlich wird, weiss Magdalena alle Willigen zu interessieren und entwickelt sich zur Regisseurin. «Schneewittchen» und «Aschenbrödel» gehen über den Stubenboden. Aber wehe, wenn das tote Schneewittchen die Augen öffnet oder gar lacht — der Königsohn zu wenig Würde aufbringt! «Du darf sch der Oepfel nöd esse, er isch giftig!» Das gilt, solange gespielt wird, aus Pietät zur Sache. Und das Schöne ist: Alle haben Achtung vor dem grossen Willen im kleinen Menschlein.

Als Mutter's Brief sie heimruft, meint Magdalena: «Das isch jetz scho unerhört schad!»

Ja, es war schade. Aber das Heimweh war doch auch wieder stark genug, unsren lieben kleinen Gast singend zurückzuholen — hatte er doch jeden Abend gebeten: «... Dass ich der Eltern Freude werde, ein Lichtlein auf der dunklen Erde.»

## DER EINZIGE ALFONS

«Du musst meine Frau werden!» sagte Alfons leidenschaftlich. «Wir müssen sofort heiraten, ich liebe dich!»

Isolde, die Vielumworbbene, sah ihn freundlich und nachdenklich an. Die wunderschöne Isolde, die so genau wusste, was sie wollte ...

«Ja ...», flüsterte sie.

Beglückt wollte Alfons sie umarmen.

«Aber ...», sagte Isolde.

«Aber?»

«Du bist der einzige, Alfons, den ich heiraten möchte. Aber ich kann dich nur heiraten, wenn du ein schönes Auto hast und eine Villa und eine halbe Million auf dem Bankkonto. Sage mir Bescheid, wenn du es geschafft hast.»

«Ich werde es schaffen,» sagte Alfons zuversichtlich. «Es wird nicht lange dauern, ich lasse dann von mir hören. Wartest du auf mich, Geliebte?»

«Ja, ich warte», versicherte Isolde.

Es dauerte eine Woche, zwei Wochen, vier Wochen. Dann klingelte bei der schönen Isolde das Telefon:

«Geliebte, ich habe es geschafft! Auto, Villa und eine halbe Million auf meinem Bankkonto! Nun wollen wir aber gleich heiraten!»

«Ja! Gern! Wie ich mich freue!» rief Isolde. Stutzte aber plötzlich, schwieg einen Augenblick, und dann: «Wer ist denn eigentlich am Apparat?»

Eugen Trass

## DER TAGESZETTEL

### Das Rezept des Benjamin Franklin

Von Benjamin Franklin gibt es eine Geschichte, die es in sich hat: Wenn er vor eine Entscheidung gestellt war, pflegte er Zettel und Bleistift vorzunehmen. In der Mitte des leeren Zettels zog er einen senkrechten Strich. Dann überlegte er, was für und was gegen die Sache sprach. Jedes Argument, das dafür sprach, bekam in der linken Hälfte ein Kreuz. Für jedes Argument, das dagegen sprach, machte er ein Kreuz in der rechten Hälfte. Zum Schluss zählte er die Kreuze jeder Hälfte zusammen. Je nachdem, auf welcher Seite die grössere Summe herauskam, fällte er seine Entscheidung.

Diese Rechnung habe ihn nie betrogen, pflegte er zu sagen.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Sie fiel mir ein, als dieser Tage ein junges Mädchen zu mir kam und mir ihr Leid klagte. War es ein grosses Leid? Kaum. Es war eine Klage über die vielen kleinen Widrigkeiten, die jeder Mensch in Beruf, Familie, im Alltag und mit sich selbst zu bestehen hat. «An manchen Tagen», sagte das junge Mädchen, «bin ich so verzweifelt über all diesen Aerger, dass ich gar nicht mehr weiterleben möchte.» Nun, das ist ein grosses Wort und sicherlich wird sie es kaum wahrnehmen. Aber wir alle wissen, wie allein der Trott des Alltäg-